

Boris Hennig

# Das Segeltuchmodell

## 1 Einleitung

Oft lohnt es sich, Aussagen in eine künstlich normierte Sprache zu übersetzen. Man kann dann zum Beispiel anhand klar geregelter Verfahren feststellen, was aus ihnen folgt und was nicht. Das setzt natürlich voraus, dass die Übersetzung einer Aussage deren relevante Form erhält. Denn nur dann, wenn wir sicher sein können, dass das Original die wesentlichen logischen und semantischen Eigenschaften seiner Übersetzung hat, können wir das, was wir über die Übersetzung feststellen, auch vom Original annehmen.

Eines der immer wiederkehrenden Anliegen von Pirmin Stekeler-Weithofer ist der Hinweis darauf, dass die formale Logik unsere natürliche Sprache und Argumentationspraxis weder einfach beschreibt noch als solche normiert oder korrigiert (Stekeler-Weithofer 1986, S. 10), sondern dass sie vielmehr ein Vergleichsobjekt entwirft, das zum besseren Verständnis normalsprachlicher Aussagen und Argumente dienen kann (1986, S. 19; 82; 504).

Die Konstruktion eines solchen Vergleichsobjekts erfolgt in zwei Schritten. Zum einen übersetzt man normale Äußerungen in eine normierte Kunstsprache oder einen Kalkül (vgl. Stekeler-Weithofer 1986, S. 17). Zum anderen konstruiert man ein Modell, an dem sich die wahren Sätze der so normierten Sprache bewahrheiten sollen. Man hat es also mit wenigstens drei Ebenen zu tun: (1) der lebensweltlichen Realität, zu der auch die natürliche Sprache und Argumentationspraxis gehören, (2) einer künstlich normierten Sprache, die der natürlichen Sprache in wesentlichen Hinsichten entsprechen soll, und (3) einem geeignet konstruierten Modell (vgl. Stekeler-Weithofer 1986, S. 173 und 377, sowie Stekeler-Weithofer 1995, S. 36). Das Modell steht dabei gewissermaßen zwischen der normierten Sprache und der Realität. An ihm soll sich einerseits die künstliche Sprache exemplarisch bewähren, andererseits kann es auch direkt als Vergleichsobjekt für die reale Welt dienen, so dass sich dann mittelbar auch die Ausdrücke der normierten Sprache auf die reale Welt beziehen lassen. Deshalb muss man immer zwischen zwei verschiedenen Gegenständen formaler Rede unterscheiden: den *internen* Gegenständen-im-Modell und den *externen* Gegenständen der realen Lebenswelt (Stekeler-Weithofer 2005a, S. 63).

Ein Vergleich wäre kein Vergleich, wenn es keine Alternativen gäbe. Wenn die formale Logik also Vergleichsobjekte entwirft, dann dürfte es zu jedem solchen konkreten Entwurf auch Alternativen geben. In den *Grundproblemen der Logik*

(1986) beschreibt Stekeler-Weithofer unter anderem die folgenden beiden Modelle: das von ihm so genannte *Segeltuchmodell*, das er Platon und Aristoteles zuschreibt (1. Teil), und Freges *Funktionsmodell* (2. Teil). Mir soll es hier um das Segeltuchmodell gehen.

Stekeler-Weithofer geht ähnlich wie Anscombe (1981, S. 11) davon aus, dass sich Platons Ideen in einer wesentlichen Hinsicht so verhalten wie Mengen: Beide können durch Flächen repräsentiert werden, die einander enthalten oder nicht (Stekeler-Weithofer 1986, S. 41). Diese Annahme werde ich hier durch einige lose zusammenhängende Beobachtungen in Frage stellen. Ich meine nicht, dass Platon ein Flächenmodell nahelegt. Dabei geht es mir nicht um eine völlige Zurückweisung, sondern nur um eine verhältnismäßig bescheidene Ergänzung dessen, was Stekeler-Weithofer über Platon und Aristoteles sagt. Das Folgende also ist nicht viel mehr als eine Fußnote zu seinen Arbeiten. Im Zuge meiner Anmerkungen werde ich auf ein Modell hinarbeiten, das sich sowohl vom Segeltuchmodell als auch vom Funktionsmodell unterscheidet. Ich meine, dass dieses Modell besser zu dem passt, was Platon über seine Ideen sagt. Dabei wird es mir vor allem darauf ankommen, dieses dritte Modell darzustellen und plausibel zu machen, weniger darauf, Platon als seinen Urheber nachzuweisen.

Um an dieser Stelle überhaupt Erkennbares leisten zu können, werde ich mich in einigen weiteren Hinsichten einschränken müssen. Ich werde mich ausschließlich mit einfachen Aussagesätzen der Form „A sitzt“, „A ist klug“ und „A ist ein Mensch“ befassen. Was den Subjektausdruck dieser Sätze angeht, ist es mir eigentlich egal, ob es sich um einen Namen („Sokrates“), eine Kennzeichnung („der Lehrer Platons“), einen generischen Term („der Mensch“), oder einen allgemeinen Term („alle / einige Menschen“) handelt. Ich werde meist einfach „Sokrates“ an die Subjektstelle setzen. Was das Prädikat der zu betrachtenden Sätze angeht, gehe ich mit Strawson und Aristoteles davon aus, dass kein singulärer Term an Prädikatstelle stehen kann.<sup>1</sup> Das bedeutet unter anderem, dass „der Lehrer Platons“ nicht als Prädikat des Satzes „Sokrates ist der Lehrer Platons“ angesehen werden kann.

Ich werde nun zunächst beschreiben, wie Platon natürlichsprachliche Aussagen normiert. Das werde ich dadurch tun, dass ich sein Verfahren mit dem Fregeschen kontrastiere, auf das Kamlah und Lorenzen in ihrer *Logischen Propädeutik* abzielen. Dann werde ich zunächst ein paar philologische Bedenken gegen Stekeler-Weithofers These anmelden, Platon vergleiche Begriffe mit Segeltüchern. Wichtiger werden aber die folgenden systematischen Punkte sein. Unter anderem werde ich darauf hinweisen, dass der Kontrast zwischen Flächen

---

<sup>1</sup> Strawson 1961, S. 407–8. Zu Aristoteles vgl. Kung 1981 und Strobel 2007.

und Punkten in Platons Modell offenbar unerheblich ist. Das bedeutet zunächst einmal, dass man Platonische Ideen ebenso gut durch Punkte wie durch Flächen darstellen könnte. Ich werde allerdings zwei Gründe benennen, aus denen sich eine Punktdarstellung eher empfiehlt. Erstens lenkt das Flächenmodell von einem Umstand ab, der Platon offenbar wichtig ist: Dass der Begriff *F* in einem echten Sinn selbst *F* ist. Zweitens sollte man den Unterschied zwischen modellexternen Gegenständen und modellinternen Begriffen nicht mit dem zwischen Dingen und Eigenschaften gleichsetzen. Ein Flächenmodell suggeriert aber, dass Begriffe Eigenschaften seien.

## 2 Fregesche Prädikatoren

Ich betrachte hier also die folgenden drei Beispielsätze:

NV „Sokrates sitzt“

NA „Sokrates ist klug“

NN „Sokrates ist ein Mensch“

Die *Prädikate* dieser drei Sätze sind „sitzt“, „ist klug“ und „ist ein Mensch“. In NA und NN kann man die Prädikate ferner in eine *Kopula* („ist“) und ein *Prädikativ* („klug“, „ein Mensch“) zerlegen. Sie unterscheiden sich dadurch voneinander, dass das Prädikativ in NA ein Adjektiv ist, in NN dagegen ein Substantiv mit unbestimmtem Artikel. Ein erster Schritt zur Normierung dieser Sätze ist, sie auf eine einzige Satzform zu reduzieren. Kamlah und Lorenzen machen das wie folgt.

### *Frege'sche Normalform*

- i. Die Kopula wird eliminiert bzw. durch das Zeichen „ε“ ersetzt (Kamlah / Lorenzen 1967, S. 34–5).
- ii. Es wird kein Unterschied zwischen Verben, Adjektiven und Substantiven gemacht (S. 28).

Die Auslassung der Kopula läuft in NA und NN darauf hinaus, dass Tempus und Aspekt des Satzes unbestimmt bleiben. Um NV auf die gleiche Weise zu behandeln, muss hier das Verb in den Infinitiv gesetzt werden. Durch den zweiten Schritt erhält dann NN dieselbe logische Form wie NA. Im Zuge dieses Schrittes lassen Kamlah und Lorenzen auch den unbestimmten Artikel fallen.

Das intendierte Resultat ist, dass NV, NA und NN die folgende Form erhalten:

- NV Sokrates  $\varepsilon$  *sitzen*  
 NA Sokrates  $\varepsilon$  *klug*  
 NN Sokrates  $\varepsilon$  *Mensch*

Was hier vom Prädikat übrig bleibt, bezeichnen Kamlah und Lorenzen als *Prädikator* (Kamlah / Lorenzen 1967, S. 28–9; vgl. Carnap 1947, S. 4). Prädikatoren können auch anhand der folgenden komplexen Regel gewonnen werden:

### *Fregesche Prädikatoren*

- a. In Sätzen der Form NV ist der Prädikator das Verb im Infinitiv.
- b. In Sätzen der Form NA ist der Prädikator das Prädikativ.
- c. In Sätzen der Form NN ist der Prädikator das Prädikativ ohne Artikel.

Die so gewonnenen Prädikatoren können, im Gegensatz etwa zu Eigennamen, von mehr als einem Gegenstand ausgesagt werden (Kamlah / Lorenzen 1967, S. 31–2). Kamlah und Lorenzen schreiben, dass sie daher „ergänzungsbedürftig“ seien, so dass sie gewissermaßen eine „leere Stelle“ enthalten. Denn der Prädikator „Baum“ bedeute eigentlich so viel wie „x ist ein Baum“ (S. 32–33).<sup>2</sup> Kamlah und Lorenzen nehmen also an, dass die Kopula und der Artikel, die sie zunächst aus dem Prädikatausdruck fernhalten, eigentlich doch zu ihm gehören. Nur dann können sie ihm fehlen.

Es ist allerdings nicht ohne weiteres einsichtig, dass Allgemeinheit stets mit Unvollständigkeit einhergehen soll. Der Eindruck der Unvollständigkeit entsteht unter anderem dadurch, dass Kamlah und Lorenzen das Prädikativ „ein Mensch“ um den Artikel erleichtern. Schon wenn man den Artikel wieder hinzufügt, entsteht ein deutlich vollständigerer Ausdruck. „Ein Mensch“ kann zum Beispiel Antwort auf eine Frage sein und auch ohne weiteres an der Subjektstelle stehen. Wenn etwa davon die Rede ist, dass ein Mensch vermisst wird, dann ist vollständig genug bestimmt, was vermisst wird. Im übrigen ist ein Prädikativ wie „Gemüse“ auch bereits ohne Artikel ebenso vollständig.

Also sind natürlichsprachliche Ausdrücke wie „ein Mensch“ und „Gemüse“ zwar allgemein, denn sie können für Verschiedenes stehen. Das macht sie aber nicht weniger vollständig als etwa „Sokrates“ oder „der Lehrer Platons“. Natürlich provoziert eine isolierte Äußerung von „ein Mensch“ die Frage: „Von was wird das gesagt?“; aber nicht mehr oder weniger als eine isolierte Äußerung von „Sokrates“

---

<sup>2</sup> Dementsprechend würde auch Stekeler-Weithofer einen Satz wie „Sokrates ist ein Mensch“ so schreiben: „Sokrates  $\varepsilon$   $\langle$  x: Mensch(x)  $\rangle$ “ (vgl. 1995, S. 178). Er meint sogar, dies stelle noch keine eigentliche Normierung der natürlichen Sprache dar (1995, S. 182–3).

die Frage provoziert: „Was ist mit ihm?“. Außerdem kann man ja auch von einem Menschen etwas sagen, also könnte die Frage hier *ebenfalls* lauten: „Was ist mit ihm?“ Ein unbefangener Beobachter wird jedenfalls nicht meinen, dass „ein Mensch“ eine Leerstelle habe, die „Sokrates“ nicht hat.

Kamlah und Lorenzen sorgen also unter anderem durch Auslassung des unbestimmten Artikels dafür, dass der Prädikator in NN ebenso unvollständig wirkt wie „sitzt“ und „klug“. Es gibt natürlich gute Gründe, so vorzugehen. Es sollte aber klar sein, dass dieses Verfahren nicht alternativlos ist. Es ist bereits durch eine vorgängige Orientierung an Freges Funktionsmodell motiviert. Kamlah und Lorenzen arbeiten auf eine Sprache zu, in der Prädikationen diese Form haben: Dem Ding A kommt die Eigenschaft B zu. In dem dieser Sprache entsprechenden Modell werden Prädikatoren Eigenschaften zugeordnet, und diese werden nicht als eigenständige Dinge behandelt, sondern als Funktionen. Platon verfährt anders. Um den Unterschied zwischen Platons und Freges Logik zu verstehen, muss man bereits bei der Gewinnung von Prädikatoren ansetzen.

### 3 Platonische Prädikatoren

Stekeler-Weithofer sagt, dass es in Platons Modell allein um Verhältnisse zwischen Begriffen gehe (1986, S. 44). Dem schließe ich mich hier an. Er folgert daraus, dass es innerhalb dieses Modells auch keine Unterschiede wie den zwischen singulären und allgemeinen Sätzen geben könne, oder den zwischen Elementbeziehung und Inklusion (1995, S. 87). In einem solchen Modell gibt es auch keinen Unterschied zwischen Eigennamen und Begriffen. Wenn Eigennamen überhaupt im Modell vorkommen sollen, dann muss man sie als Begriffe auffassen (Stekeler-Weithofer 1986, S. 76–7; vgl. auch Kutschera 1995, S. 27 und 60).

Wenn es nur um Begriffe geht, um was geht es dann? Was Aristoteles angeht, legt Stekeler-Weithofer an einer Stelle nahe, Begriffe als Bedeutungen von Nominalphrasen aufzufassen:

Wir sehen jetzt vielleicht klarer als zu Beginn, daß die Buchstaben A, B, C ... in den aristotelischen Satzformen nicht eigentlich Platzhalter für sprachliche Ausdrücke (Termini; onomata), sondern eben für Begriffe (horoi) sind, die durch diese ‚Termini‘ *ausgedrückt* werden. [...] Dennoch sollte man sie *zunächst* als Platzhalter für die *Ausdrücke* verstehen, bevor man überhaupt davon reden kann, daß sie horoi vertreten, also die *Bedeutungen* von ‚Nominalphrasen,‘ die Satz-Subjekt oder (Teil des) Prädikat(s) sein können. (Stekeler-Weithofer 1986, S. 114)<sup>3</sup>

<sup>3</sup> In *Sinnkriterien* unterscheidet Stekeler-Weithofer zwischen Begriffen und ihrer Intension und identifiziert die Intension mit dem *horos* (1995, S. 83–4; vgl. auch 2005b, S. 115).

Hier setzt Stekeler-Weithofer *en passant* Begriffe mit *horoi* gleich und bestimmt diese dann als Bedeutungen von Nominalphrasen. So gesehen sollten nur „ein Mensch“ und möglicherweise „Menschsein“ Begriffe bezeichnen, nicht aber „sitzt“, „klug“, oder gar „... ist ein Mensch“.<sup>4</sup>

Falls das so auch für Platon gelten sollte, dann sollte NN für ihn die Grundform der Prädikation sein.<sup>5</sup> Denn hier ist das Prädikativ eine Nominalphrase. Das legt Stekeler-Weithofer auch nahe, wenn er schreibt: „Urteilen ist primär immer ein Klassifizieren von etwas als etwas“ (1995, S. 49). Denn wenn man genau auf die sprachliche Form achtet, dann wird Sokrates nur in NN *als etwas klassifiziert*, nämlich als ein Mensch. In NV wird er offenbar nicht als „sitzt“ klassifiziert, und in NA wird er nur dann als *etwas* beschrieben, wenn man davon ausgeht, dass Adjektive wie „klug“ für *etwas* stehen (vgl. Geach 1951, S. 132; Sellars 1960, S. 502). Aber auch dann, wenn man umschreibt: „Sokrates ist etwas, nämlich klug“, scheint „etwas, nämlich klug“ nicht so etwas wie eine Klasse zu bezeichnen, zu der Sokrates gehört, sondern eher etwas, das irgendwie zu Sokrates gehört.

Nun kann man Sätze der Formen NV und NA ganz leicht in die Form NN bringen. Wie Aristoteles anmerkt, kann man erstens jeden Satz der Form NV in einen Satz mit Kopula überführen, indem man eine geeignete Partizipialkonstruktion bildet (*De Interpretatione* 12, 21b9–10). „Sokrates sitzt“ kann man zum Beispiel durch „Sokrates ist ein Sitzender“ ersetzen, oder, falls das nicht genau genug sein sollte, durch „Sokrates ist ein jetzt und hier Sitzender“. Irgendein passendes Prädikativ wird sich finden lassen. Zweitens liegt es insbesondere im Griechischen sehr nahe, Sätze der Form NA durch Sätze der Form NN zu ersetzen. Das liegt daran, dass das Griechische keinen unbestimmten Artikel kennt und Adjektive ebenso wie Substantive flektiert. Also kann man ein und denselben griechischen Satz entweder als „Sokrates ist sitzend“ oder als „Sokrates ist ein Sitzender“ verstehen.

Deshalb können wir NV, NA und NN wie folgt in eine einheitliche Form bringen:

### *Platonische Normalform*

- i. In Sätzen der Form NV wird das Verb durch eine Kopula und eine geeignete Partizipialkonstruktion ersetzt.

<sup>4</sup> In *Sinnkriterien* (1995, S. 105) macht Stekeler-Weithofer allerdings keinen Unterschied zwischen Adjektiven („unverheiratet“) und Nominalphrasen („Junggeselle“).

<sup>5</sup> Prinzipiell könnte auch „A hat B“ die Grundform der Prädikation sein. Ich werde an dieser Stelle nichts gegen diese Annahme sagen. Es wird sich aber zeigen, dass man besser ohne sie fährt.

- ii. Adjektive werden durch entsprechende Substantive ersetzt bzw. also solche gelesen.

Die Folge ist, dass alle Sätze die Form „A ist ein B“ haben. Dem entspricht die folgende Regel zur Gewinnung Platonischer Prädikatoren:

#### *Platonische Prädikatoren*

- a. In Sätzen der Form NV ist der Prädikator das dem Verb entsprechende Partizip.
- b. In Sätzen der Form NA ist der Prädikator das dem Adjektiv entsprechende Substantiv.
- c. In Sätzen der Form NN ist der Prädikator das Prädikativ.

Während also Kamlah und Lorenzen Sätze der Form NA weitgehend intakt lassen, bleibt bei Platon und Aristoteles NN unangetastet. Daran kann man sehen, was sie jeweils als Grundform der Prädikation ansehen. Kamlah und Lorenzen vervollständigen das Prädikativ in NN, so dass es ebenso unvollständig wirkt wie ein Adjektiv; Platon dagegen vervollständigt die Prädikative in NV und NA, so dass sie zu Nominalphrasen werden.

Die Asymmetrie zwischen vollständigem Subjektterm und unvollständigem (Fregeschem) Prädikator, die Kamlah und Lorenzen herstellen, vermeidet Platon mit gutem Grund. Denn es macht genau dann Sinn, NN als Grundform der Prädikation anzusehen, wenn es allein um Verhältnisse zwischen Begriffen geht. Das sind nämlich Verhältnisse zwischen Entitäten desselben logischen Typs, und die lassen sich am ehesten durch Sätze ausdrücken, in denen Subjektausdruck und Prädikator zu derselben grammatischen Kategorie gehören. Da der Subjektausdruck bereits eine Nominalphrase ist, sollte der Prädikator dann ebenfalls eine Nominalphrase sein. Das Resultat ist, dass in Platons normierter Sprache alle kate-gorematischen Ausdrücke für Dinge stehen, also in einem gewissen Sinne Namen sind.<sup>6</sup>

## 4 Der Vergleich mit dem Segeltuch

Nun zu dem Modell, an dem sich die so normierten Sätze exemplarisch bewahrheiten sollen. Wir sind es gewohnt, Begriffe durch Flächen und Einzeldinge

---

<sup>6</sup> Graeser meint, Platon habe einfach noch nicht verstanden, dass nicht alle Worte (*onomata*) Namen von Gegenständen sind (1975, S. 221). Das stimmt so nicht. Erstens hat Platon einen guten Grund dafür, alle kate-gorematische Ausdrücke in Nominalphrasen zu überführen. Zweitens versteht er natürlich nicht einfach *alle* Worte auf diese Weise.

durch Punkte innerhalb oder außerhalb solcher Flächen darzustellen. Das tun wir, wenn wir Venn-Diagramme zeichnen. Wenn es Platon nur um Verhältnisse zwischen Begriffen geht, liegt es deshalb nahe, Platonische Prädikationen durch Modelle zu veranschaulichen, in denen nur Flächen zu anderen Flächen in Beziehung gesetzt werden. Dementsprechend schreibt Stekeler-Weithofer, Platons System bestehe „aus der Annahme, den Wörtern korrespondierten abstrakte ‚Urbilder‘ oder ‚Formen‘ (*eidē*), die sich so wie Flächen in einer Ebene zueinander verhalten“ (1986, S. 30). Ein Satz der Form „A ist B“ sei dabei genau dann wahr, wenn sich die Fläche, die A entspricht, im Modell ganz innerhalb der Fläche befindet, die B entspricht (1986, 40).

Wie Stekeler-Weithofer bemerkt, schöpft aber erst Aristoteles das eigentliche Potential eines solchen Modells aus. Platon interessiert sich noch nicht für Fälle, in denen Flächen überlappen, und erst Aristoteles berücksichtigt dann neben allgemeinen Sätzen auch partikuläre (1986, 56 und 63). Wenn aber Platon tatsächlich nur den einen Fall betrachtet, in dem eine Fläche ganz innerhalb einer anderen liegt, dann ist nicht ganz so klar, warum man ihm unterstellen sollte, er denke an Flächen. Genau so gut könnte er an Töpfe oder Matruschkas denken, von denen einige in andere hineinpassen.

Einer der Hauptgründe, aus denen Stekeler-Weithofer Platon ein Flächenmodell zuschreibt, ist offenbar der Vergleich von Ideen mit Segeltüchern, den Parmenides in dem nach ihm benannten Dialog anbietet (1986, 41). Dort heißt es (in der Übersetzung von Ekkehard Martens):

Hübsch, Sokrates, habe er [= Parmenides] gesagt, wie du ein- und dasselbe zugleich überall hinbekommst, als ob du mit einem Segeltuch viele Menschen bedeckst und behaupten möchtest, es sei als eines auf vielen und als ganzes. Oder meinst du nicht, dass dies deine Behauptung ist? – Vielleicht, habe er [= Sokrates] geantwortet. (*Parmenides*, 131b-c)

Sokrates hatte zuvor erklärt, man könne dann ganz leicht verstehen, wie ein Ding Vieles sein könne, wenn man es von den Ideen unterscheide, an denen es teilhat (129a). Auf die Frage des Parmenides, was man hier unter „Teilhabe“ verstehen solle, hatte Sokrates dann unter anderem geantwortet, eine Idee könne so als ganze in vielen Dingen sein, wie ein Tag als ganzer an vielen Orten sein kann (131b). Als Ersatz für diese Metapher bietet Parmenides nun den Segeltuchvergleich an: Das sei so, wie wenn ein Segeltuch als ganzes über vielen Menschen aufgespannt sei.

Nun hat es hier den Anschein, als schiebe Parmenides die Segeltuchmetapher einem zögerlichen Sokrates in der Absicht unter, darüber seinen Versuch einer

Prädikationstheorie zu Fall zu bringen.<sup>7</sup> Wenn es so ist, dann will uns Platon möglicherweise eher raten, diese Metapher zu vermeiden. Immerhin zögert Sokrates selbst merklich, wenn er nur „Vielleicht“ antwortet.

Auch ist hier nicht etwa davon die Rede, dass sich Segeltücher unter anderen Segeltüchern befinden, sondern davon, dass sich mehrere einzelne Menschen unter einem Tuch befinden. Es scheint hier gar nicht um das Verhältnis von Tüchern zueinander zu gehen, sondern um das zwischen allgemeinen Begriffen (Tüchern) einerseits und einzelnen Dingen (Menschen), die an ihnen teilhaben, andererseits (vgl. Stekeler-Weithofer 1992, S. 363). Innerhalb eines Modells, in dem nur Begriffe vorkommen, kann dieses Verhältnis gar nicht dargestellt werden. Daher beschreibt Stekeler-Weithofer die *methexis* auch als Verhältnis zwischen dem Modell und seiner Anwendung (vgl. u. a. 1995, S. 211; 2005b, S. 107). Wenn das so ist, dann beschreibt der Segeltuchvergleich aber nicht das, was im Modell geschieht, sondern bestenfalls ein Verhältnis zwischen modellinternen und modellexternen Gegenständen.<sup>8</sup>

Andererseits ist da, wo Parmenides die Ideen mit Segeltüchern vergleicht, von einem Kontrast zwischen modellinternen Ideen und modellexternen Instanzen noch gar nichts zu sehen. Hier operieren Parmenides und Sokrates noch mit der Annahme, die Ideen und ihre Instanzen seien vom selben Typ, so dass Dinge etwa so an einer Idee teilhaben können wie sich Menschen einen Kuchen teilen (vgl. Rickless 1998, S. 514). Auch Tage und Orte gehören ja nicht etwa zu zwei verschiedenen „Welten“, wie Scolnicov offenbar meint (2003, S. 57). Die Annahme, dass Ideen und Instanzen zu zwei gänzlich verschiedenen Bereichen gehören, wird erst später geprüft (vor allem ab 133b), aber dort spielt der Segeltuchvergleich keine erkennbare Rolle mehr. Platon scheint ihn einfach fallen zu lassen. Wenn das so ist, dann handelt der Segeltuchvergleich weder von dem, was wirklich im Modell geschieht, noch von dem Verhältnis zwischen Modell und Anwendung. Er wird fallen gelassen, weil er keine dieser Sachen trifft.<sup>9</sup>

---

7 Die „received opinion“ (Panagiotou 1987, S. 15) ist jedenfalls, dass Sokrates die Segeltuchmetapher besser abgelehnt hätte (vgl. u. a. Crombie 1962, Bd. II, S. 331; Sprague 1967, S. 96; Miller 1986, S. 50). Dagegen aber u. a. Gerson 1981, S. 20; Allen 1997, S. 132–3; Panagiotou 1987; Rickless 1998, S. 516.

8 Allererding kann *methexis* offenbar auch für ein Verhältnis zwischen Begriffen stehen. Vgl. Nehamas 1982. 158b unterscheidet Parmenides übrigens zwischen μέθεξις (Teilhabe) und μετάληψις (Teilnahme), und von diesen beiden Begriffen scheint eher μετάληψις das Verhältnis zwischen Einzelding und Idee zu bezeichnen.

9 Im zweiten Teil des *Parmenides* ist das Segeltuchmodell allerdings an zwei Stellen deutlich im Hintergrund erkennbar. (1) 144d unterstellt Parmenides erneut, dass nichts zugleich als ganzes an mehreren Orten sein kann. (2) 150a spricht er davon, dass eine Idee ganz durch eine andere Idee „hindurchgespannt“ (τεταμένη) sei. Was das zu bedeuten hat, hängt davon

Platon bietet uns das Segeltuchmodell also nicht einfach an, sondern steht ihm kritisch gegenüber, und es geht in diesem Modell gar nicht um Verhältnisse zwischen Flächen. Stekeler-Weithofer weiß natürlich, dass seine Deutung „historisch-philologisch nicht vollständig gesichert“ ist (1995, S. 101). Darauf kommt es auch nicht wirklich an. Denn sie könnte ja systematisch-philosophisch begründet sein, und das wäre weit wichtiger. Es spricht auch überhaupt nichts dagegen, den Vergleich des Parmenides auszubauen und entweder von den Menschen unter dem Tuch abzusehen und weitere Tücher über dem Tuch anzunehmen, oder aber die Menschen einfach mit Tuchabschnitten zu identifizieren (vgl. 1995, S. 87). Es ist auch nicht etwa gesagt, dass die Vergleiche, anhand derer Parmenides Verwirrung stiftet, „jeden, der ihnen folgt, zuletzt in ein ‚bodenloses Geschwätz‘ ... verwickeln“ (Cassirer 1936, S. 212 = ECW 22, S. 9). Denn es kommt ja immer darauf an, wie man einen Vergleich versteht.

Vielleicht will uns Platon hier nur vormachen, wie wir den an sich richtigen Vergleich von Begriffen mit Segeltüchern nicht verstehen sollten. Was wir dann offenbar vermeiden sollten, ist ein allzu materialistisches Verständnis der „Tücher“ (vgl. etwa Crombie 1962, Bd. II, S. 333; Schudoma 2001, S. 23). Wir sollten ihnen nicht in dem Sinne eine Ausdehnung zuschreiben, dass sie eine bestimmte Größe hätten, oder dass sie sich gar rechts oder links voneinander befänden. Wahrscheinlich kommt es Platon auch auf den Punkt an, dass die Teilung der Extension eines Begriffs nicht dasselbe ist wie die Teilung dieses Begriffs selbst (Stekeler-Weithofer 2005b, S. 116). Alle diese Punkte laufen allerdings eher auf eine Warnung vor der Segeltuchmetapher hinaus. Anscheinend sollen wir gerade die Eigenschaften, die die Tücher als solche haben, nämlich ihre Größe, Form und Lage, besser ignorieren.

## 5 Selbst-Prädikation

Was Parmenides im Anschluss an die oben zitierte Stelle sagt, deutet ebenfalls darauf hin, dass man die Merkmale der Tücher selbst nicht mit den Merkmalen der Begriffe vermengen sollte, für die sie stehen. Denn das tut Parmenides, wenn er fragt, ob das Tuch, das das Kleine repräsentiert, nicht größer sein müsste als seine Teile, und also gar nichts Kleines darstelle, sondern eben ein Größeres (131d-e). Er

---

ab, wie die dialektische Übung des Parmenides gemeint ist, und das ist eine schwierige Frage. Falls Natorp Recht haben sollte, soll hier auch der „minder gewitzte“ Leser begreifen, dass das Segeltuchmodell falsch ist (1921, S. 257).

setzt hier offenbar voraus, dass das, was im Modell den Begriff des Kleinen vertritt, eigentlich auch selbst klein sein sollte (vgl. Curd 1986, S. 129–31).

Anscheinend verträgt sich das Segeltuchmodell also nicht gut mit der Annahme, der Begriff F sei selbst F. Es lässt wenig Spielraum für Selbst-Prädikation in ihrer klassischen Form (Vlastos 1954, S. 324). Denn wo die Segeltücher buchstäblich die Merkmale haben, für die sie stehen, da ist es bloßer Zufall. Falls Platon das Segeltuchmodell akzeptieren, aber vor seiner falschen Interpretation warnen sollte, dann will er uns *vielleicht* zu verstehen geben: Begriffe haben nicht die Eigenschaften, für die sie stehen.

Das will er aber nicht. Die These, der Begriff F sei F, ist ihrerseits viel zu tief in Platons Denken verankert, als dass er sie hier im Vorbeigehen ganz in Frage stellen könnte (Clegg 1973, S. 30). Wir müssen also annehmen, dass er hier nicht das Segeltuchmodell einbringt, um diese These zu widerlegen, sondern dass er umgekehrt die ihm selbstverständliche Annahme, der Begriff des Kleinen sei klein, gegen das Segeltuchmodell oder wenigstens gegen seine falsche Interpretation ausspielt.<sup>10</sup> Es bleibt jedoch die Frage, wie man diese Annahme verstehen soll.

Stekeler-Weithofer möchte Platon die klassische Variante der Selbst-Prädikation (dass der Begriff F *buchstäblich* selbst F sei) nicht zuschreiben. Er optiert für die so genannte „paulinische“ Lesart (vgl. Peterson 1973, S. 458; Vlastos 1972, S. 446): Dass der Begriff F selbst F ist, bedeutet dann einfach, dass *alles, was unter ihn fällt*, F ist (Stekeler-Weithofer 1995, S. 61; 1997, 352). Wenn man „Das Kleine ist klein“ so liest, dann gibt es natürlich keinerlei Anlass, sich durch Parmenides' Frage verwirren zu lassen. Denn dann braucht der Begriff des Kleinen nicht selbst klein zu sein, und es wäre nicht weiter irreführend, wenn er durch etwas Größeres vertreten wird.

Nun hat Robert Heinaman gegen eben diese paulinische Lesart eingewandt, dass der Begriff F für Platon offenbar in genau demselben Sinn F ist wie seine Instanzen (1989, S. 57–9). Das wäre dann schwer nachvollziehbar, wenn man einen formalen Unterschied zwischen Begriffen und Eigennamen machen wollte. Während „Das Kleine ist klein“ durchaus paulinisch gelesen werden kann („Alles Kleine ist klein“), scheint das bei „Sokrates ist klein“ weniger Sinn zu machen („Alle Sokratese sind klein“?). Also scheinen das Kleine und Sokrates nicht in demselben Sinn klein zu sein.

---

<sup>10</sup> Teloh meint, dass Selbst-Prädikation hier überhaupt keine Rolle spiele (1975, S. 15). Richtig ist, dass es hier nicht darum geht, Sätze der Form „Der Begriff F ist F“ zu begründen oder gar zu widerlegen. Sie spielen aber eben deshalb eine wichtige Rolle, weil sie hier gegen ein falsches Verständnis des Segeltuchmodells ins Feld geführt werden. Im Übrigen folgen sie aus dem Prinzip, von dem Teloh sagt, es sei hier eigentlich relevant: Dass jede Ursache die Merkmale haben müsse, die sie verursacht.

Gerade dieser Einwand trifft Stekeler-Weithofers Segeltuchmodell aber nicht, denn *innerhalb* dieses Modells muss „Sokrates“ ja in der Tat wie ein Begriff behandelt werden. In diesem Modell haben „Das Kleine ist klein“ und „Sokrates ist klein“ tatsächlich dieselbe logische Form, so dass keiner der beiden Sätze paulinischer ist als der andere. *Beide* dürften dann die Form haben: „Alles, was unter F fällt, ist klein“.

Allerdings kann man diese Sätze *innerhalb* des Modells gar nicht so erläutern, wie es Stekeler-Weithofer tut. Denn die Formel, durch die er sie als paulinische kennzeichnet, arbeitet ja mit einer Quantifikation über alle einzelnen Instanzen des fraglichen Begriffs. Wenn aber innerhalb des Modells gar keine Einzeldinge vorkommen, dann kann man auch nicht über sie quantifizieren. So gesehen kann man paulinische Prädikationen nur modellextern verstehen. Innerhalb des Modells gibt es nur Aussagen über Begriffe, und also kann ein Satz wie „Das Kleine ist klein“ innerhalb des Modells doch nur eine Aussage über den Begriff selbst sein.

Anders gesagt: *Wenn* „Das Kleine ist klein“ ein paulinischer Satz sein soll, und wenn solche Sätze innerhalb des Modells darstellbar sein sollen, dann sollte man paulinische Sätze überhaupt nicht mit Allaussagen über einzelne Instanzen gleichsetzen, sondern besser mit generischen Sätzen wie „Die Katze hat vier Beine“ oder „Die Troika wurde von einem Russen erfunden“ (Ketchum 1978, S. 48–9). Wenn man den Satz „Das Kleine ist klein“ als derart generischen Satz versteht, dann sagt er vom Kleinen als solchem, dass es klein sei. Wenn er es vom Begriff sagt, dann muss der Begriff des Kleinen eben das Kleine als solches sein—das Kleine, insofern es klein ist. Von einem so verstandenen Begriff gilt in genau demselben Sinn, dass er klein ist, wie es von Sokrates gilt.

Ich meine, dass dies der eigentlich wichtige Punkt ist, wenn es darum geht, Platons Ideenlehre zu verstehen. Platon geht es nicht um die Gattung der Menschen oder die Eigenschaft der Klugheit, sondern um den Menschen und den Klugen als solchen. Wenn die Idee des Menschen der Mensch als solcher ist, dann ist diese Idee selbstverständlich ein Mensch, und wenn die Idee des Klugen der Kluge als solcher ist, dann ist diese Idee selbstverständlich klug.

Wenn das alles so ist, dann warnt uns Platon hier doch nicht vor der Annahme, der Begriff des Kleinen sei buchstäblich klein. Denn das Kleine als solches *ist* buchstäblich klein. Vielmehr warnt uns Platon hier davor, das Segeltuchmodell auf eine Weise zu verstehen, die sich mit dieser Annahme nicht verträgt. Es ist dann in der Tat handfest irreführend (wenn auch nicht falsch), den Begriff des Kleinen durch etwas Größeres darzustellen. Das zeigt erneut, dass man gerade die Eigenschaften, die eine Fläche als solche hat, besser ignorieren sollte, wenn man mit einem Flächenmodell arbeitet. Überhaupt sollte gelten: Je weniger Eigenschaften die Bestandteile eines Diagramms haben, desto besser.

## 6 Abstrakt und konkret

Ein Modell, in dem nur Begriffe repräsentiert werden, Einzeldinge aber nicht, muss uns fremder sein als auf den ersten Blick vermutet. Wir haben eben gesehen, dass man innerhalb eines solchen Modells nicht einmal zwischen singulären und quantifizierten Urteilen unterscheiden kann, und also auch nicht so wie Stekeler-Weithofer zwischen normaler und paulinischer Prädikation. Dem, was wir hier zwar noch mit dem Wort „Begriff“ bezeichnen, kommt so das Gegenteil abhanden; und daher ist gar nicht mehr klar, ob und in welchem Sinne es sich wirklich noch um Begriffe handelt. Das gilt dann auch für die Flächen, die für Begriffe stehen sollen. Wo es nur Flächen gibt, aber keine Punkte, da kommt es auf den Kontrast zwischen Fläche und Punkt offenbar nicht an. Insbesondere dann nicht, wenn wir gehalten sind, die Flächeneigenschaften der Flächen zu ignorieren.

Nun stehen den Elementen des Modells doch wenigstens die realen Gegenstände außerhalb des Modells gegenüber. Die einen sind abstrakt, die anderen konkret. Wenn man das Abstrakte mit dem Begrifflichen gleichsetzt, dann hat die These, die Elemente des Modells seien nur Begriffe, immer noch genug Gehalt. Sie läuft dann darauf hinaus, dass alles im Modell abstrakt ist und alles außerhalb des Modells konkret. Es ist aber wieder nicht klar, ob das etwas mit dem Unterschied zwischen Flächen und Punkten zu tun hat.

Konkret ist, woran man Materie und Form unterscheiden kann. Abstrakt ist, was nicht in diesem Sinne in Materie und Form zerlegt werden kann. Zwar ist in Abwesenheit eines Kontrastes zwischen Materie und Form nicht klar, ob man hier von bloßen Formen oder bloßer Materie sprechen soll, oder vielmehr von etwas Drittem, das weder Form noch Materie ist. Es ist aber üblich, das Abstrakte mit den bloßen Formen gleichzusetzen. Nehmen wir also an, dass innerhalb des Modells nur Formen eine Rolle spielen und sich alles materielle (d. h. stoffliche) außerhalb des Modells befindet (vgl. Stekeler-Weithofer 1986, S. 45 und 75). Es sollte klar sein, dass das keinen *formalen* Unterschied zwischen den Bestandteilen des Modells und denen der realen Welt darstellen kann.

So wie Aristoteles den Unterschied zwischen Materie und Form versteht, besteht jedenfalls kein *sachlicher* Unterschied zwischen der Form und der Materie eines materiellen Dinges. Das macht er dadurch klar, dass er den Unterschied zwischen Form und Materie anhand des Kontrasts von Möglichkeit und Wirklichkeit erklärt. Er schreibt, dass die Form eines materiellen Dinges das der Wirklichkeit nach sei, was seine Materie der Möglichkeit nach ist (*Metaphysik* H6, 1045b16–19). Wer die Materie und die Form eines materiellen Dinges beschreibt, wird daher in beiden Fällen genau dieselben Merkmale auflisten, nur in einer je anderen Modalität. Nimmt man an, der Mensch sei ein federloser Zweibeiner, so ist

seine Form der Wirklichkeit nach ein federloser Zweibeiner und seine Materie der Möglichkeit nach ein federloser Zweibeiner.

Wenn der Unterschied zwischen Abstraktem und Konkretem auf dem so verstandenen Unterschied zwischen Form und Materie beruht, dann ist auch er kein sachlicher. Wenn er dazu dienen soll, zwischen modellinternen und modellexternen Gegenständen zu unterscheiden, dann ist das auch ganz richtig so. Denn selbstverständlich wird man sich von dem Unterschied zwischen Begriff und Anwendung keinen *Begriff* machen können. Wenn man das könnte, dann könnte er im Modell selbst vorkommen.

Also ist der Unterschied zwischen Abstraktem und Konkretem keiner, für den ein Begriff stehen könnte. Er besteht nicht darin, dass sich alle abstrakten Dinge in ihrer Form oder durch ihre Eigenschaften von konkreten unterscheiden. Benedikt Strobel meint zwar, es gebe bestimmte Eigenschaften, die nur konkrete Dinge haben könnten, abstrakte aber nicht (2007, S. 26). Zum Beispiel meint er, abstrakte Dinge könnten keine Körper haben (2007, S. 290). Das liegt wohl deshalb nahe, weil Körper notwendig materiell zu sein scheinen, abstrakte Dinge dagegen immateriell. Aber es ist falsch. Natürlich können abstrakte Dinge keine *konkreten* Körper haben. Wenn es aber überhaupt abstrakte Menschen geben kann, dann kann es mit dem gleichen Recht auch abstrakte menschliche Körper geben.

Wenn das so ist, dann gilt insbesondere, dass der Unterschied zwischen Konkretem und Abstraktem nicht etwa mit dem zwischen Dingen und Eigenschaften zusammenfällt. Das mag wiederum so scheinen, wenn man das Abstrakte mit dem Unvollständigen gleichsetzt und Eigenschaften mit Frege als etwas Unvollständiges ansieht. Wenn der Kontrast zwischen konkret und abstrakt aber kein sachlicher ist, dann sollte er auch nicht so einfach bestimmbar sein wie der zwischen Vollständigem und Unvollständigem. Das Abstrakte ist dann nicht als solches das Unvollständige, und also können auch vollständige Dinge abstrakt sein. (Abstrakten Dingen fehlt zwar die Materie, aber das stellt keinen sachlichen Mangel dar.)

Auch wenn der Kontrast zwischen Abstraktem und Konkretem mit dem zwischen internen und externen Gegenständen zusammenfallen sollte, dann folgt daraus also nicht etwa, dass im Modell nur Eigenschaften vorkämen und Dinge nur außerhalb. Es folgt nicht, dass die Elemente des Modells Begriffe im Frege'schen Sinn sind. Denn es kann sehr wohl abstrakte *Dinge* geben: zum Beispiel abstrakte Menschen mit abstrakten Körpern, die abstrakt klug sind und abstrakt sitzen.

Dann ist wieder einmal nicht klar, warum man modellexterne Gegenstände mit Punkten in Verbindung bringen sollte, modellinterne Begriffe aber mit Flächen. Da wir es gewohnt sind, Eigenschaften durch Flächen darzustellen und Dinge durch Punkte, erweckt ein reines Flächenmodell den Eindruck, es gehe hier

nur um Eigenschaften. Daraus, dass alle Elemente des Modells Begriffe sind, folgt aber gerade nicht, dass innerhalb des Modells nur Eigenschaften vorkommen können. Was Platon angeht, sollte man sogar annehmen, dass *alle* Elemente des Modells abstrakte *Dinge* sind.<sup>11</sup> Schließlich würde in einem Modell, in dem es nur Eigenschaften gibt, etwas wichtiges fehlen, nämlich die Träger dieser Eigenschaften.<sup>12</sup> Wenn man also daran festhalten will, dass die Elemente des Modells Begriffe sind und daher alle vom selben logischen Typ, dann sollte man Begriffe mit abstrakten Dingen identifizieren und nicht mit Eigenschaften. Das macht man klarer, wenn man sie durch Punkte darstellt und nicht durch Flächen.

## 7 Zusammenfassung

Die Elemente in Platons Modell sind in der Tat alle vom selben Typ.<sup>13</sup> Es spricht daher nichts dagegen zu sagen: In diesem Modell kommen nur Begriffe vor. Es ist aber wichtig zu sehen, dass es sich nicht um Begriffe im Fregeschen Sinn handelt, sondern um abstrakte Dinge. Auf der Ebene der normierten Sprache wird das dadurch klar, dass NN als Grundform der Prädikation gilt und dementsprechend alle einfachen Aussagesätze die Form „A ist ein B“ haben. Das Resultat einer solchen Normierung ist, dass alle kategorialematischen Ausdrücke der normierten Sprache Nominalphrasen sind, also Benennungen von (abstrakten oder konkreten) Dingen.

Den Begriff, unter den Sokrates in dem Satz „Sokrates ist ein Kluger“ gebracht wird, sollte man daher nicht als „Klugheit“ fassen, sondern als *den Klugen als solchen*. Der Kluge wird also von Sokrates ausgesagt. Der Kluge als solcher ist ein abstraktes Ding, keine Eigenschaft. So gesehen ist ohne weiteres klar, dass der Begriff des Klugen (= der Kluge als solcher) selbst klug ist, und zwar ebenso buchstäblich, wie Sokrates klug ist.

Was das der so normierten Sprache entsprechende Modell angeht, ist es deshalb am besten, wenn die Elemente des Modells, die für Begriffe stehen, selbst so wenige Eigenschaften haben wie möglich. Da wir es gewohnt sind, Eigen-

---

**11** Das tut Stekeler-Weithofer offenbar nicht, wenn er das Verhältnis zwischen internem Begriff und externem Gegenstand als eines zwischen *Begriff* und *Ding* bezeichnet (1986, S. 42).

**12** Von einem Modell, in dem nur (Bündel von) „tropes“ vorkommen sollen, kann man gar nicht sagen, dass darin nur Eigenschaften vorkämen. Es fehlt dort überhaupt der Kontrast zwischen Ding und Eigenschaft, der einer solchen Feststellung Sinn verleihen würde.

**13** Dass das auch für *Aristoteles* gilt, betonen Matthen 1984, S. 34 und Malink 2009, Abschn. I 3, S. 25.

schaften durch Flächen und Dinge durch Punkte darzustellen, ist es insbesondere besser, Platonische Begriffe nicht durch Flächen darzustellen, sondern durch Punkte. Es ist also besser, überhaupt nicht mit Flächendiagrammen zu arbeiten, sondern mit Graphen. Wenn wir eine Lehre aus der Diskussion der Segeltuchmetapher im *Parmenides* ziehen sollen, dann, meine ich, dürfte es diese sein.

## Literatur

- Allen, Reginald E. (1997): *Plato's Parmenides*. Yale University Press.
- Anscombe, Elizabeth (1981): „The Early Theory of Forms“. In: *Collected Philosophical Papers*, Bd. I. Oxford: Blackwell.
- Cassirer, Ernst (1936) [2006]: „Inhalt und Umfang des Begriffs. Bemerkungen zu Konrad Marc-Wogau“. In: *Gesammelte Werke* (ECW), Bd. 22. Hamburg: Meiner.
- Carnap, Rudolf (1947): *Meaning and Necessity*. University of Chicago Press.
- Clegg, Jerry S. (1973): „Self-Predication and Linguistic Reference in Plato's Theory of the Forms“. In: *Phronesis* 18(1), S. 26–43.
- Crombie, Ian M. (1962): *An Examination of Plato's Doctrines*. London: Routledge.
- Curd, Patricia K. (1986): „Parmenides 131c-132b: Unity and Participation“. In: *History of Philosophy Quarterly* 3(2), S. 125–136.
- Geach, Peter T. (1951): „On What There Is“. In: *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume* 25, S. 125–160.
- Gerson, Lloyd P. (1981): „Dialectic and Forms in Part One of Plato's ‚Parmenides‘“. In: *Apeiron* 15(1), 19–28.
- Graeser, Andreas (1975): „Die platonischen Ideen als Gegenstände sprachlicher Referenz“. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 29(2), S. 218–234.
- Heinaman, Robert (1989): „Self-Predication in Plato's Middle Dialogues“. In: *Phronesis* 34(1), S. 56–79.
- Kamlah, Wilhelm und Lorenzen, Paul (1967): *Logische Propädeutik oder Vorschule des vernünftigen Redens*. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Ketchum, Richard J. (1978): „Participation and Predication in the ‚Sophist,‘ 251–260“. In: *Phronesis* 23(1), 42–62.
- Kung, Joan (1981): „Aristotle on Theses, Suches and the Third Man Argument“. In: *Phronesis* 26(3), S. 207–247.
- Kutschera, Franz von (1995): *Platons ‚Parmenides‘*. Berlin: De Gruyter.
- Malink, Marko (2009): *Aspects of Aristotle's Modal Syllogistic*. Manuskript.
- Matthen, Mohan (1984): „Aristotle's Semantics and a Puzzle Concerning Change“. In: F.J. Pelletier und J. King-Farlow (Hrsg.): *New Essays on Aristotle. Canadian Journal of Philosophy, Supplementary Volume* 10, S. 21–40.
- Miller, Mitchell H. (1986): *Plato's Parmenides. The Conversion of the Soul*. Princeton University Press.
- Natorp, Paul (1921): *Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus*. Leipzig: Meiner.
- Nehamas, Alexander (1982): „Participation and Predication in Plato's Later Thought“. In: *The Review of Metaphysics* 36(2), S. 343–374.

- Panagiotou, Spiro (1987): „The Day and Sail Analogies in Plato's ‚Parmenides‘“. In: *Phoenix* 41 (1), S. 10–24.
- Peterson, Sandra (1973): „A Reasonable Self-Predication Premise for the Third Man Argument“. In: *The Philosophical Review* 82(4), S. 451–470.
- Rickless, Samuel C. (1998): „How Parmenides Saved The Theory of Forms“. *The Philosophical Review* 107(4), S. 501–554.
- Schudoma, Ingeborg (2001): *Platons ‚Parmenides‘*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Scolnicov, Samuel (2003): *Plato's Parmenides*. Berkeley: University of California Press.
- Sellars, Wilfrid (1960): „Grammar and Existence: A Preface to Ontology“. In: *Mind* 69(276), S. 499–533.
- Sprague, Rosamond Kent (1967): „Parmenides' Sail and Dionysodorus' Ox“. In: *Phronesis* 12 (2), S. 91–98.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (1986): *Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft*. Berlin: De Gruyter.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (1992): „Plato and the Method of Science“. *History of Philosophy Quarterly* 9(4), S. 359–378.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (1995): *Sinnkriterien. Die logischen Grundlagen kritischer Philosophie von Platon bis Wittgenstein*. Paderborn: Schöningh.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (1997): „Zu einer Interpretation von Platons Dialog ‚Parmenides‘“. In: Wolfgang Lenzen (Hrsg.): *Das weite Spektrum der analytischen Philosophie*. Berlin: De Gruyter.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2005a): *Sprachphilosophie. Probleme und Methoden*. Stuttgart: Reclam.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2005b): *Philosophie des Selbstbewusstseins. Hegels System als Formanalyse von Wissen und Autonomie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Strawson, Peter F. (1961): „Singular Terms and Predication“. In: *The Journal of Philosophy* 58 (15), S. 393–412.
- Strobel, Benedikt (2007): „Dieses“ und „So etwas“. *Zur ontologischen Klassifikation platonischer Formen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Teloh, Henry (1975): „Self-Predication or Anaxagorean Causation in Plato“. In: *Apeiron* 9(2), S. 15–23.
- Vlastos, Gregory (1954): „The Third Man Argument in the Parmenides“. In: *The Philosophical Review* 63(3), S. 319–349.
- Vlastos, Gregory (1972): „The Unity of the Virtues in the ‚Protagoras‘“. In: *The Review of Metaphysics* 25(3), S. 415–458.